



Abend-

Zeitung.

263.

Dienstag, am 3. November 1829.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur C. G. F. Winkler (Ed. Hell.)

Im Herbste.

Der Sturm hat alle Blätter schon verwehet
Und einsam stehet der verwaiste Baum,
Dahin ist nun der Wiesen frische Zierde,
Verschwunden, gleich dem schönen Morgentraum.
Doch traur' ich nicht, auch in dem Herbstgewande
Führt mich Natur zum großen Vater hin,
Und in dem Reife, der die Flur bedeckt,
Berehr' ich ihn mit frommen Kindesinn.
Viel hat er ja der Freuden mir gegeben,
Und lange sah ich seiner Blumen Pracht,
Der weise Gärtner läßt sie nun ruhen,
Damit sie schöner blüh'n aus Grabes Nacht.
Doch droben, wo die heil'gen Sterne leuchten,
Da ist kein Wechsel, ew'ge Jugend nur,
Da find' ich stets, im Frühling wie im Herbste,
Der Unvergänglichkeit erneute Spur.
Drum, wenn auch einst mein Lebensherbst wird nahen,
Wenn meine Blüthe all' der Tod gestreift,
Dann führe mich in jenen Sternengarten,
O Vater, wo zur Frucht die Blüthe reift.

L. Jeschar.

L a m a n g o.

(Beischluß.)

Alles war sehr bald zur Einschiffung in Ordnung, jetzt fand es sich aber, daß nur die Schaluppe und ein Boot im Stande waren, Dienste zu leisten. Beide waren zu klein, um ungefähr 50 noch lebende Neger zu fassen. Man mußte also alle Verwundete und

Stranke zurück lassen. Der größte Theil derselben flehte, sie zu tödten, ehe man sich von ihnen trenne.

Die beiden Fahrzeuge, die man mit unsaglicher Mühe flott gemacht und völlig überladen hatte, verließen bei stürmischem Meere, das in jedem Augenblicke sie zu verschlingen drohte, das Schiff. Zuerst entfernte sich das Boot. Lamango und Uché befanden sich in der Schaluppe, die, bei weitem schwerfälliger und beladener, sehr weit zurück blieb. Noch hörte man das Klaggeschrei einiger Unglücklichen, die man am Bord der Brigg zurückgelassen hatte, als eine hohe Welle seitwärts die Schaluppe faßte und sie mit Wasser füllte. Nach weniger als einer Minute sank sie unter. Das Boot sah ihr Unglück, und dessen Ruderer verdoppelten ihre Anstrengungen, um nicht genöthigt zu werden, einige Schiffbrüchige aufzunehmen. Fast alle, die sich in der Schaluppe befunden hatten, ertranken. Nur ein Duzend konnte das Schiff wieder erreichen. Unter diesen waren Lamango und Uché. Als die Sonne unterging, sahen sie das Boot am äußersten Horizonte verschwinden. Man hat nie erfahren, was aus ihm geworden ist.

Warum soll ich den Leser mit den abscheuerregenden Beschreibungen des gräßlichsten Hungers ermüden? Ungefähr zwanzig Personen auf einem engen Raume, bald vom tobenden Meere herumgeschleudert, bald von glühender Sonne gebrannt, stritten sich täglich um die geringen Ueberbleibsel ihrer Vorräthe. Jedes Stück Zwieback kostete einen Kampf, und der Schwächere

starb, nicht weil der Stärkere ihn tödtete, sondern weil er ihn sterben ließ. Nach einigen Tagen blieb niemand Lebendes mehr am Bord der Hoffnung als Tamango und Ayché.

Eines Nachts war das Meer heftig bewegt, der Wind wehte mit Ungestüm und die Dunkelheit war so groß, daß man auf dem Hintertheile des Schiffes nicht das Vordertheil erkennen konnte. Ayché lag auf einer Decke in der Kajüte des Capitains, und Tamango saß zu ihren Füßen. Beide schwiegen schon seit längerer Zeit, da rief auf einmal Ayché: „Tamango, alles, was Du leidest, leidest Du meiner wegen.“ — Ich leide nicht, — erregnete er trotzig und warf die Hälfte des Zwiebacks, der ihm noch übrig geblieben, auf die Matratze neben Ayché's Haupte hin. — „Behalte es für Dich, — sagte sie, indem sie sanft den Zwieback zurück schob — ich habe keinen Hunger. Warum denn auch noch essen? Ist meine Stunde nicht gekommen?“ — Tamango stand, ohne ihr zu antworten, auf, begab sich schwankend auf's Verdeck und setzte sich an den Stumpf eines abgebrochenen Mastes. Sein Haupt hing auf die Brust, er pfiß das Kriegslied seiner Familie. Plötzlich ließ sich durch das Tosen des Windes und des Meeres ein lauter Schrei vernehmen. Ein Licht ward sichtbar. Er hörte andere Stimmen rufen, und ein großes, schwarzes Schiff glitt pfeilschnell neben dem seinen vorbei, so nahe, daß die Segelstangen ihm über den Kopf hinweggingen. Er sah nur zwei Gestalten, welche eine Laterne, die am Mast hing, beleuchtete. Diese stießen noch einen Schrei aus und dann verschwand ihr Schiff, vom Winde fortgetrieben, in der Finsterniß. Unbezweifelt hatte die Matrosenwacht das schiffbrüchige Fahrzeug erblickt, aber der heftige Wind sie verhindert, sich darauf zuzuwenden. Einen Augenblick nachher sah Tamango einen Kanonenblitz und hörte den Knall, bald darauf den Blitz einer andern Kanone, aber den Knall hörte er schon nicht. Dann sah er nichts mehr. Am andern Morgen kein Segel am Horizonte. Tamango warf sich wieder auf sein Lager und schloß die Augen. Seine Frau Ayché war in dieser Nacht gestorben.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit nachher eine englische Fregatte, die Bellona, das Gerippe eines entmasteten Schiffes erblickte, das, dem Anscheine nach, ohne Bemannung war. Eine Schaluppe enterte es und fand in ihm eine todte Negerin und einen so

entfeischten und abgemagerten Schwarzen, daß er einer Mumie glich. Er war ohne Bewußtseyn, jedoch noch ein Lebensfunke in ihm. Der Schiffs-Chirurg behandelte ihn sorgfältig, und als die Bellona in Kingston landete, befand sich Tamango wieder vollkommen wohl. Er mußte seine Geschichte erzählen. Was er davon selbst wußte, theilte er mit. Die Pfanzer auf der Insel begehrten, daß man ihn als einen rebellischen Neger aufhängen solle, der Gouverneur aber, ein menschlicher Beamter, interessirte sich für ihn und fand sein Vergehen verzeihlich, weil er sich doch eigentlich nur des Rechts der Selbstvertheidigung bedient und diejenigen, die er umgebracht hatte, nur Franzosen waren. Man behandelte ihn daher wie die Neger, die man am Bord eines aufgeführten Negerschiffes findet. Man gab ihm die Freiheit, das heißt, man ließ ihn für die Regierung arbeiten, er hatte aber doch täglich 6 Sous und freie Kost. Tamango war ein sehr schöner Mann. Der Oberste des 75sten K. Regiments sah ihn und nahm ihn als Befehlshaber in seine Regiment-Musik. Er lernte ein wenig englisch, sprach aber nie. Statt dessen trank er furchtbar viel Rum und Tafia. — Er starb im Hospital an einer Brustentzündung. Th Hell.

H o h e s A l t e r .

Unweit des rechten Elbusers, 4 Meilen von Prag, liegt auf einer die flache Gegend beherrschenden Anhöhe das in einem edlen großartigen Style erbaute Schloß Lissa, und unmittelbar dabei die Kirche und Gebäude eines vormaligen Kapuziner-Klosters, dessen hoher Thurm schon aus weiter Entfernung sichtbar wird.

An der Mittagsseite dieses früheren Klosters prangt des Weinstocks reiche Fülle und Neben aus der Champagne und Burgund gedeihen hier trefflich unter fleißiger und geschickter Pflege seiner dormaligen Bewohner, wenn ihnen anders eine mildere Einwirkung der Sonne zu Theil wird als in diesem Jahre. Ihr frisches Grün, mit Blumen und Rankengewächsen untermischt, bedeckt den ziemlich steilen Abhang, unter dem sich das freundliche Städtchen mit seinen netten, weißen Häusern ausbreitet. Das Ganze gewährt einen recht pittoresken Anblick.

Ein italienischer Architect entwarf den Bauplan, nach welchem das Schloß Lissa — das Städtchen führt denselben Namen — aufgeführt wurde. Es ist von bedeutendem Umfange. Mehre Vestibule, Säle und

Hallen, lange Corridors und Enfladen von Zimmern, so wie ein in gefälliger Form erbauetes Theater süßen seine weiten Räume; besonders ansprechend ist die Hauptfronte nach der Gartenseite zu. Von hier eröffnet sich eine wahrhaft reizende Fernsicht; das Auge überschaut üppig grüne Wiesen, wohlangebaute Fluren, zahllose Baumgruppen, eine Menge Dörfer und Flecken, und zur rechten Seite einen sich längs dem rechten Ufer der Elbe hinziehenden dunkeln Rieserwald. Noch sanft und ruhig im schmalen Bett wogt hier das kleine Flüsschen bescheiden dahin, doch bald wird es zum schiffbaren Strome, drängt sich kraftvoll durch Gebirgsluchten, unter schroffen Felswänden unaufhaltsam fort, und eilt dem Norden in schnellem Laufe zu.

Ein Rüstsaal in zweitem Stocke des Schlosses, dessen Wände mit verschiedenartigen Schildereien bekleidet sind, enthält noch einiges alte Waffengeräthe. Auf der breiten Klinge eines Schlachtswertes sind folgende Reime eingegraben:

Hinweg du Römerschwert aus der Pharsaler Schlacht,
Hier ist eine deutsche Kling' von großer Stärk' und
Macht,

Die führt' der tapfre Spork in seiner Helden-Faust,
Als er bei Gotthard schlug der Türk' und Tartar
Hauf.

Doch als das Merkwürdigste ist wohl zu betrachten ein an dem Eingange dieses Saales schon etwas verbliebenes Gemälde, das ein ungarisches, hochbejahrtes, aber dem Anscheine nach noch rüstiges Ehepaar, in nationeller Bauerntracht vorstellt, von dem Folgendes an dem untern Rande des Bildes mit deutscher Schrift bemerkt ist:

„Jonas Robi, seines Alters 172 Jahre, und Sara, dessen Eheweib 164 Jahre alt, graeci Ritus, sind verheirathet 147 Jahre; beide gebürtig und wohnhaft zu Szadal in dem Caranbeser Distrikt Temeswarer Bannats; dessen leibliche Kinder 2 Söhne und 2 Töchter noch im Leben, der jüngste Sohn bei 116 Jahre, und dieser hat 2 Urenkel, davon der eine 85, der andere 27 Jahre alt ist. Anno 1728, den 25. August abgemalt worden. Anno 1731 noch im Leben gewesen.“

So weit diese geschichtliche Notiz. Schwerlich dürfte in der neueren Zeit ein ähnliches Beispiel eines so außerordentlich hohen menschlichen Alters, und zwar eines ganzen Familienstammes, aufzufinden seyn, und daß die hier wörtlich aufgeführten Data als au-

thentisch zu betrachten sind, unterliegt wohl keinem Zweifel, da es aus der Genauigkeit, welche das Ganze bezeichnet, hervorgeht.

Sollte vielleicht irgend eine mineralische Heilquelle in oder bei Szadal entspringen, so würde sehr anzurathen seyn, sie zu besuchen, da sie vielleicht besonders günstig auf die Verlängerung der physischen Lebenskräfte, die sich im Allgemeinen immer mehr zu mindern scheinen, wirken könnte. Auch wäre zu wünschen, daß Jonas Robi einige Nachrichten über seine diätetische Lebensweise der Nachwelt hinterlassen hätte, welche der Hufeland'schen „Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“, als schätzbares Supplement hinzugefügt werden könnten, da sie sich auf die Erfahrungen eines 172jährigen Praktikers und die seiner 164jährigen Gattin stützen würden. Nicht minder interessant würde es seyn, über sein jüngstes Söhnlein, den 116jährigen kleinen Robi, der ebenfalls zu nicht geringen Erwartungen berechtigte, so wie über dessen Nachkommen und deren Lebensdauer, etwas Bestimmtes zu erfahren. Zu Folge der hier aufgeführten genauen Angaben, die Eltern und den Sohn betreffend, die zusammen 452 Jahre zählten, dürfte dieß wohl möglich seyn.

E i n f ä l l e.

Es gibt so viele Arten von Geist, daß es unmöglich ist, eine erschöpfende Definition davon zu geben. Man versteht gewöhnlich darunter die Gabe, gut zu sprechen und zu schreiben, und das Zusammenreihen von neuen Ideen, die doch nicht von solchem Umfange und solcher Wichtigkeit sind, daß man darin Genie finden könnte. Es ist eine Eigenschaft, deren Werth nur die Anwendung bestimmt, deren Nutzen mit ihren Grenzen gleichen Schritt hält.

Der jetzt gewöhnliche Geist tritt dem gesunden Menschenverstande fast immer in den Weg. Wenn man jetzt Jemanden als einen Mann von Geist bezeichnet, so kann man immer noch fragen: Ist er ein Thor? Ist die Rede von einer Frau von Geist, so ist man leichter darüber im Klaren; der Geist bei dem schönen Geschlecht setzt immer Feinheit, Geschmack und Maß voraus.

Derjenige, der oft vielen Geist hat, macht nicht immer den besten Gebrauch davon; es ist ein Schatz, mit dem nicht ein Jeder haushälterisch umzugehen versteht; oft ist es ein Unglück, ihn zu besitzen.

K. Müchler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten!

Aus Wien.

(Schluß.)

Neuigkeiten auf dem Hoftheater waren: „Der Weihnachtabend“, von Löffler; „Die Helden“, von Marsano, und die „Heirath aus Neigung“, nach v. Franz, von Kurländer. Große Wirkung hat keines von allen dreien hervorgebracht; das erste ist ein Rührstückchen, durch des Verfassers Talent in der theatralischen Zusammenstellung zu einigem Interesse gebracht; das zweite ist ein Duodestückchen, worin zwei Damen eine artige Intrigue in artigen Versen abspinnen; das dritte ist ein Seitenstück zur Vernunfttheirath und Geldtheirath von demselben Verfasser, dem viel scribirenden Scribe. Wenn das so fort geht, so gibt das eine eigene Gattung Komödien, und so wie wir Rettungstücke und Malerstücke haben, werden wir bald auch Heirathstücke haben.

Das Hofoperntheater ist sehr fleißig. Zuerst suchte es durch Gastspiele berühmter Sänger das Publikum zu vergnügen. So erschien nach Herrn Vetter sogleich Hr. Wild, der seinen Vorgänger weit übertraf. Wild hat an Allem, was zu einem dramatischen Sänger gehört, noch gewonnen; seine Stimme ist stärker, sein Spiel geregelter geworden. Allen seinen Gastdarstellungen, deren er, glaub' ich, zwanzig gab, folgte der allgemeinste Beifall und der Nutzen der Kasse. Wir können ihn von künftigen Ostern an den Unsrigen nennen und somit hätten wir durch ihn vorerst einen Grundpfeiler für die deutsche Oper gewonnen. Ein zweiter scheint uns durch Dlle. Grünbaum, die Tochter der berühmten Sängerin zu erstehen. Sie hat bereits als Emmeline in der „Schweizerfamilie“ und Agathe im Freischütz gezeigt, daß sie nebst einer herrlichen, starken Metallstimme, auch einen gebildeten Vortrag, und — wirklich ein Wunder für ein 15jähriges Mädchen, welches zum erstenmale die Bühne betritt — ein tieferegreifendes Spiel besitze. Solche Subjecte müssen aufstehen, wenn unsere Opernbühne wieder auf jene Stufe gelangen will, auf welcher sie einst stand. Endlich haben wir auf dieser Bühne auch den vielbesprochenen und allgemein gerühmten Meyerbeer'schen Kreuzritter in Egypten gehört, und unsere Ohren klingen noch davon wieder. Nebst vielem Schönen und Wahrem ist auch viel Schimmerndes und Lärmendes darin. Die bessere Natur des Componisten, das Können des Richtigers will überall zum Durchbruch gelangen, allein die Gefallsucht drängt es überall wieder zurück. Meyerbeer thut viel für die ächte göttliche Kunst, leider thut er aber auch eben so viel für den Sänger *) und für den Haufen, und verschmäht auch die Kunstlei nicht. Er hat viel für italienische Theater geschrieben, das merkt man seinen Werken überall an. Man kann von ihm allerdings sagen: miscuit utile dulci, aber das dulci hat doch noch immer das Uebergewicht **). Wenn dieser Componist — vielleicht in späteren Jahren — sich von allen Schlacken der Zeit und Mode gereinigt haben wird, dann kann — und wird er vielleicht auch — eine Stelle unter den Besten der deutschen Künstler einnehmen. Außer dieser Oper ist auch Aloysia, von Holbein, gegeben worden, hat aber — selbst durch Wild's Beiwirkung bei uns keine Wirkung hervorgebracht und ist daher

*) Und thut er daran nicht recht?

***) Mit vollem Recht!

D. Red.

nach zweimaliger Wiederholung wieder zurückgelegt worden. Mehr sprach Lindpaintner's Pampyr an. Die musikalischen Süßlinge wissen zwar auch hierüber Manches zu tadeln; sie meinen, die Composition wäre zu studirt und es gäbe zu wenig Melodie darin; allein die Kenner, und selbst auch das große Publikum, lassen dem Tondichter Gerechtigkeit wiederfahren und räumen ihm einen achtungsvollen Platz unter den neueren Componisten ein. — Mit den Ballets steht es bei unserm Hofoperntheater schlimm, weil es einen tüchtigen Balletmeister entbehrt. Astolfi's Ballets missfallen alle mehr oder minder. Darum hat auch Herr Graf v. Gallenberg eine Reise nach Paris unternommen, um sich in diesem Fache ein tüchtiges Subiect zu gewinnen. — Wie es mit dem Theater a. d. Wien steht, werden Sie leicht selbst erkennen, wenn ich nur die Titel der Stücke nenne, die daselbst gegeben werden: Da wird ein „Othello“, der Mohr von Wien, aufgeführt, dann heißt ein anderes Stück: „Der unzusammenhängende Zusammenhang, ein musikalisch-dramatisches Quodlibet als Trauer-, Schauer-, Rühr-, Lust-, Lach- und Wein-Gemälde für Trauer-, Schauer-, Rühr-, Lust-, Lach- und Weinlustige, in zwei Hauptabtheilungen, deren jede wieder in mehrere Unterabtheilungen abgetheilt ist. Die Dichtung ist von mehreren bekannten und unbekanntem Dichtern. Musik von Mozart, Spontini, E. M. v. Weber, G. Rossini, Gläser, Wenzel und Adolph Müller.“ — Ferner, als Fortsetzung des vorigen Stückes, ein anderes unter dem Titel: „1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11 und 12 Uhr, oder bei diesem Stücke weiß man dennoch nicht, wie viel es geschlagen hat; eine musikalisch-dramatische Respetir-Uhr in zwei Abtheilungen.“ Wenn ich Ihnen nun weiter sage, daß das erste schon dreißig, das zweite vierzehn Vorstellungen erlebt hat, so kann ich den Geschmack unseres Publikums freilich auf keine Weise vertheidigen, muß aber doch zu einer kleinen Vertheidigung desselben sagen, daß Carl's rührige und Scholz's trockene Komik eigentlich die Triebfedern sind, welche bei solchem nonsens das Haus füllen. Der Mensch will lachen, das Lachen hat er ja vor dem Thiere voraus. Außer diesen Stücken hat auch Mad. Birch-Pfeifer dieser Bühne eins geliefert, welches den eigentlichen Standpunkt anzeigt, auf welchen diese Bühne sich stellen sollte, um fortwährend mit einiger Ehre, und ohne zu den obigen Stücken ihre Zuflucht nehmen zu müssen, zu prosperiren. Es ist dies ein romantisch-komisches Spektakelstück, nach einer Erzählung Döring's bearbeitet, und „das Pfefferrosel“ benannt. Darin geht nun Alles recht ordentlich und honnet zu, es ist nichts zu erhaben, nichts zu niedrig, es kann das Stück der Gebildete ansehen, ohne sich zu langweilen, und der Ungebildete auch; man hat ein Banket darin zu schauen und eine Frankfurter Messe, kurz der Bedarf dieser Bühne ist (ohne Unsinn) gedeckt. Auch dieses Stück, welches auch anderen Bühnen zu empfehlen ist, hat schon zwanzig volle Häuser gemacht. Sie sehen wohl, der Director Carl spekulirt gut. — Des so schlechter spekulirt aber das Josephstädter Theater, das bereits mit mehrwöchentlichen Sagen im Rückstande hafter und, wie man sagt, bald in andere Hände kommen soll. — Die Leopoldstädter Bühne hat sich mit einer Parodie der Vestalin, welche den Titel: „Julerl, die Wuzmacherin“, führt, wieder volle Häuser verschafft. Natürlich! Dlle. Kroneß spielt ja so über die Masen natürlich, daß es schon fast in's Ekelhafte geht und kokettirt darin mit ihrer eigenen Unverschämtheit.